

---

# Neue Historische Literatur

*Schwerpunkt Globalgeschichte und Globalisierung*

---

---

## Die neue „Cambridge World History“

---

von Michael Borgolte, Raimund Schulz und Benedikt Stuchtey

---

The Cambridge World History. 7 Volume Set in 9 Pieces. Vol. 1: Introducing World History, to 10,000 BCE. Ed. by *David Christian*. Vol. 2: A World with Agriculture, 12,000 BCE–500 CE. Ed. by *Graeme Barker* and *Candice Goucher*. Vol. 3: Early Cities in Comparative Perspective, 4000 BCE–1200 CE. Ed. by *Norman Yoffee*. Vol. 4: A World with States, Empires and Networks 1200 BCE–900 CE. Ed. by *Craig Benjamin*. Vol. 5: Expanding Webs of Exchange and Conflict, 500 CE–1500 CE. Ed. by *Benjamin Z. Kedar* and *Merry E. Wiesner-Hanks*. Vol. 6: The Construction of a Global World, 1400–1800 CE. Part 1: Foundations. Part 2: Patterns of Change. Ed. by *Jerry H. Bentley*, *Sanjay Subrahmanyam* and *Merry E. Wiesner-Hanks*. Vol. 7: Production, Destruction, and Connection, 1750–Present. Part 1: Structures, Spaces, and Boundary Making. Part 2: Shared Transformations? Ed. by *John R. McNeill* and *Kenneth Pomeranz*. Cambridge, Cambridge University Press 2015. 5294 S., £ 820,-.

---

### I. Weltgeschichte als menscheitsgeschichtliches Ganzes

Die Suche nach einer Antwort auf die Frage, was eigentlich Weltgeschichte sei und was sie bewirken könne, führte Lord Acton (1834–1902) bekanntlich zu einem seiner größten Projekte, die „Cambridge Modern History“. Dass sie erst nach seinem Tod, also zwischen 1902 und 1912 in 14 Bänden erschien, minderte den Ruhm des

Mitbegründers der „English Historical Review“ (1886) und königlichen Professors für moderne Geschichte in Cambridge nicht. Im Gegenteil, weil der Besitzer einer Bibliothek von über 60000 Bänden selber zeit seines Lebens außer seiner Antrittsvorlesung von 1895 keine einzige Monographie verfasste, trat er eher als ein Programmierer hervor. William Gladstones Tochter Mary – Acton war mit dem liberalen Premier eng befreundet – nannte seine lange angekündigte, jedoch ungeschriebene Geschichte der Freiheit eine „Madonna of the Future“. Dabei trug er maßgeblich dazu bei, die Gegensätze zwischen britischem Whiggismus und deutschem Historismus zu überbrücken und brachte die Kunst des auf breiter Sachkenntnis fußenden historischen Essays zu funkeln dem Glanz, etwa am Beispiel der Bartholomäusnacht oder über die Ursprünge der Amerikanischen Revolution. Was sich hier herauskristallisierte, waren Leitlinien ungebrochener Gültigkeit, für die Golo Mann einmal die treffende Formulierung fand, Actons Schriften seien gekennzeichnet von Wahrheitsliebe, Trauer, Hoffnung und Liebe, vor allem jedoch von der „ruhigen Gerechtigkeit seiner Ansichten“.

Diese Ansichten brachte er in einem Schlüsseltext zum Verständnis seines Denkens, dem Brief an die Mitarbeiter der „Cambridge Modern History“, auf einen Nenner, indem er forderte, nichts solle und dürfe auf die Nationalität, Religion und Parteizugehörigkeit des Verfassers schließen lassen. Nachlesbar in Fritz Sterns schöner Sammlung „The Varieties of History“ (1956), meinte Acton, auch müsse Waterloo als ein europäisches Ereignis Franzosen und Engländer, Deutsche und Niederländer gleichermaßen überzeugen. Weltgeschichte stelle eine kontinuierliche Entwicklung dar, in der sich die Einzelteile der Vergangenheit in einem größeren, menschheitsgeschichtlichen Ganzen abbildeten. Dennoch wollte dieser vielleicht bedeutendste viktorianische Bewunderer von Edmund Burke das Kapitel über die Französische Revolution und ihre weltgeschichtliche Nachwirkung nicht selber schreiben. Historisches Denken und Traditionskritik sah Acton eng verflochten mit dem im Christentum wurzelnden moralischen Urteil. Die Geschichte als Weltgericht und ihre wissenschaftliche Rekonstruktion als religiöse Übung: das machte die Historie zur Mission, ihren Gegenstand zum Heilsgeschehen inmitten der Spannungen zwischen dem Anspruch auf historische Objektivität einerseits und der Verpflichtung auf überzeitliche Maßstäbe andererseits. Eben weil er im Unterschied zu den meisten seiner Zeitgenossen keine Nationalgeschichte verfasste, suchte Acton den Fortschritt der Zivilisation in der Universalgeschichte. Die „Times“ urteilte in ihrem Nachruf, es habe ihm an patriotischer Begeisterung für sein eigenes Land gefehlt,

und das „Dictionary of National Biography“ meinte über diesen außergewöhnlichen Kosmopoliten, er sei allenfalls ein „halber Engländer“ gewesen, zu sehr habe er sich stets kulturell und intellektuell mit weltgeschichtlichen Fragen befasst. Keine schlechte Voraussetzung freilich für die Herausgabe eines Kompendiums wie der seinerzeitigen „Cambridge Modern History“.

Es kommt wohl nicht von ungefähr, dass die Hauptherausgeberin *Merry E. Wiesner-Hanks* der neuen, in neun Teilbände unterteilten siebenbändigen „Cambridge World History“ jeweils ein Vorwort vorschaltet, in dem sie sich ausdrücklich auf die Schultern von Lord Acton stützt. Seine von einem ungebrochenen Optimismus getriebene Arbeit habe die Grundlage geschaffen, auf der seitdem sämtliche Großprojekte dieses renommierten Verlages aufbauen konnten, ob „Cambridge Medieval History“ (1911–1936), „Cambridge Ancient History“ (1924–1939) oder das Langzeitunternehmen der „Cambridge History of China“ (1978–2009) sowie viele andere. Danach hätten Actons Grundsätze Modell gestanden für Nachfolgeprojekte wie das vorliegende, das sich messen lassen möge an den Prinzipien historischer Unparteilichkeit und moralischem Rigorismus. Aber Acton war auch ein Repräsentant einer untergehenden Zeit, des Viktorianismus nämlich, dem zwar blinder Fortschrittsglaube und John Stuart Mills Utilitarismus ebenso fremd geworden waren wie insularer Nationalismus oder gar aggressiver Imperialismus – doch der moderne Geschichte erst in ihrer Unordnung begreifen wollte, gleichsam in der Genialität und Unsystematik eines Pascal’schen Zettelkastens. Hier wäre für eine weltgeschichtliche Perspektive des 21. Jahrhunderts womöglich der eigentliche Ansatzpunkt zu finden, mithin der Unüberschaubarkeit und ungleichen Verteilung unseres Wissens Rechnung zu tragen und, wie es der englische Historiker Geoffrey Barraclough einmal in einem seiner berühmten Buchtitel formulierte, auf die Geschichte einer „changing world“ mit einem weiten Blick zu antworten. Für Barraclough, auch Acton sowie die neue „Cambridge World History“, ist Weltgeschichte zu schreiben demnach gleichbedeutend mit einer Geisteshaltung und einem methodologischen Zugriff.

Wie Acton an seine Mitarbeiter schrieb, plädierte dieser Liberale für Freiheit in öffentlichen und religiösen Belangen, und es reflektierte sich bei ihm historisches Denken in einem öffentlichen Gewissen. Aus seiner vernichtenden Kritik an der Apologetik der Borgia-Päpste, die der anglikanische Bischof Mandell Creighton betrieb, stammt sein vielzitiertes Satz, Macht korrumpiere und absolute Macht korrumpiere absolut. Obwohl er behutsam die Qualitäten des Historismus rezipierte,

nahm er dessen politische Implikationen und radikale, zugleich moralisch relativierende Epistemologie längst nicht so bereitwillig an wie etwa sein Cambridge Vorgänger John Robert Seeley. Insofern bildet der prägnante historische Essay, wie er grundsätzlich den Sammelwerken der Cambridge University Press und hier ebenfalls der neuen Weltgeschichte eigen ist, nicht nur ein Arbeitsprinzip. Er ist zum einen das Idealbild gelehrter Ungeduld, zum anderen das Medium bedingungsloser analytischer Schärfe und Perfektion. Ihn nun auf eine Geschichte jenseits des Nationalstaats zuzuschneiden, stellt die Herausforderung der „Cambridge World History“ dar. Sie ist meisterhaft beantwortet worden.

Denn der einleitende, in die zwei Hauptteile über eine historiographiegeschichtliche und methodengeschichtliche Selbstverortung zum einen und eine Darstellung des Paläozän zum anderen unterteilte Band 1 markiert wichtige Scharnierstellen des Gesamtprojektes. Längst muss man sich zwar nicht mehr an Ernst Troeltsch und seiner Aussage aus dem Jahr 1922 („Der Historismus und seine Probleme“) reiben, als ihm zufolge Universalgeschichte lediglich in Form einer europäischen Kulturgeschichte geschrieben werden konnte. Aber die Überwindung eurozentrischer Sichtweisen, wie sie Otto Franke früh in seiner „Geschichte des Chinesischen Reiches“ (1930–1952) anregte, war ein mühsamer Prozess. Und wiederholt ist ange mahnt worden, dass dieser Prozess noch keineswegs abgeschlossen ist, auch die „Cambridge World History“ macht sich dieses Problem deshalb so dringlich angelegen. Sie ist diesbezüglich prinzipiell optimistisch gestimmt und sieht einen Konflikt zwischen den akademischen Implikationen der Weltgeschichtsschreibung und den politischen der Globalisierung nicht zwangsläufig ungelöst. Auch ein anderes potentiell Konfliktfeld – zwischen professioneller Geschichtsschreibung und Amateuren – öffnet mehr Chancen, als es sie ausschließen würde. Beispielsweise verfasste Jawaharlal Nehru, der erste Premierminister Indiens, seine „Glimpses of World History“ (1939) im Gefängnis und übte einerseits eine offene Kritik an der britischen Kolonialherrschaft aus. Aber andererseits akzeptierte er darin eine spezifische, paradigmatische Form der „westlichen“, europäischen Zivilisation, die Nehru zufolge in ihren kulturellen und politischen Folgeerscheinungen unweigerlich auch fast alle nichteuropäischen Teile der Welt beeinflussen würde.

Wesentlich ist die thematische Schwerpunktsetzung, an der sich auch die nachfolgenden Bände orientieren, wenn beispielsweise *Patrick Manning* das Thema der Migration in der Menschheitsgeschichte öffnet, das wiederum *Dirk Hoerder* in den Bänden sechs und sieben jeweils für die Frühe Neuzeit wie für die Moderne einschlä-

gig aufgreift. Die zu keiner Zeit an Aktualität einbüßenden Großthemen der Weltgeschichte wie Migration und Familie, Technologie und Wissen sind hierfür in ihrer darstellungstechnischen Form exemplarisch, aber auch gewissermaßen auf den Kern zuführend, was Weltgeschichte eigentlich leisten und mit welcher Fragestellung man sich ihr nähern kann. Wie der Herausgeber des ersten Bandes, *David Christian*, hervorhebt, profitiert die Arbeit an einem genuinen weltgeschichtlichen *Problem*, das die Migration vorbildlich darstellt, davon, den selbstverständlichen Verzicht auf einen enzyklopädischen Vollständigkeitsanspruch mit der Forderung nach einer vergleichenden Synthese zu ersetzen. So unverwechselbar dieses Problem einerseits ist, so sehr lässt es sich in seinen historischen Verknüpfungen und Transfers über lange Perspektiven hinweg vergleichend behandeln. Insofern ist es durchaus nicht weiterführend, Weltgeschichte kontrastiv gegen Globalgeschichte, Universalgeschichte, „big history“, Makrogeschichte und andere Konzepte zu setzen, ohne die jeweiligen Überschneidungspotentiale zu nutzen. Hervorragend illustriert werden diese Potentiale am Beitrag des an der Universität Amsterdam arbeitenden Historikers *Johan Goudsblom* über Feuer und Brennstoffe in der Menschheitsgeschichte. Ob für die Agrarwirtschaft oder die Verarbeitung von Nahrung, ob für die Industrialisierung oder militärische Innovationen: unzählige weitere Beispiele ließen sich anführen, um zu zeigen, dass die menschliche Kontrolle über Feuer und Energien unabhängig von Raum und Zeit ein ganz maßgeblicher und treibender Motor war.

Eine wie auch von Lord Acton postulierte Geschichte jenseits des Nationalstaats, die weltweite Verflechtungen illustrieren kann, ließe sich wohl am besten im Plural als „world histories“ denken, und zwar nicht nur, um sich gegen eurozentrische, hierarchisierte und homogenisierte Sichtweisen zu verwahren, sondern insbesondere, um der Vielzahl der Autorinnen und Autoren in ihren lebensweltlichen Zusammenhängen ähnlich einer alternativen Vielzahl von Landkarten oder Globen gerecht zu werden. Bandherausgeber *Christian* betont daher, was sich auch an den Leitlinien der Zeitschriften „Journal of World History“ (seit 1990) oder „Journal of Global History“ (seit 2005) ablesen lässt, dass nämlich jene Prozesse mit langzeitlichen Horizonten studiert werden sollten, die nachhaltige Auswirkungen auf weltgeschichtliche Entwicklungen hatten. Dies schließt spezifische Ereignisse und Phänomene mit ein, die ungeachtet ihrer geographischen und politischen Grenzen gleichsam weltweit erfahren worden sind – die Geschichte der Sklaverei bietet hierfür ein ausgezeichnetes Beispiel. Die besonders perspektivenreichen Aufsätze im ersten Band

von *Marnie Hughes-Warrington* über „Writing world history“ und *Merry E. Wiesner-Hanks* über „Gendered world history“ verweisen zudem auf Forschungsdesiderate insofern, als in weltgeschichtlichen Synthesen historiographiegeschichtliche Standortbestimmungen nicht die Regel sind und nach wie vor geschlechterspezifische Gesichtspunkte wie etwa in der Geschichte der Migration und der Kolonial- und Imperialgeschichte zu wenig zur Sprache kommen. Lord Actons oben erwähnter Kriterienkatalog stellt nur einen bescheidenen, wenngleich grundlegenden Anfang dar.

## II. Von der frühen Menschheitsentwicklung zur Welt der Städte, Reiche und Netzwerke (12 000 v. Chr. bis 900 n. Chr.)

Jede moderne Geschichte der frühen Menschheitsentwicklung im globalen Rahmen ist mit Herausforderungen konfrontiert, die sich zum Teil aus der welthistorischen Weitung generell, zum Teil aus epochenspezifischen Konstellationen ergeben. Im Zentrum stehen die Wahl relevanter Themen und Objekte, ihre Zuordnung zueinander sowie ihre Einordnung in eine sinnvolle historische Perspektive unter einer fruchtbaren und tragfähigen Fragestellung. Diesbezügliche Entscheidungen basieren immer auch auf aktuellen Trends und individuellen Interessen, sie müssen sich aber stets an der Machbarkeit historischer Rekonstruktion orientieren. Im Falle der frühen Epochen kommt erschwerend hinzu, dass neben der geographischen Weite ungewöhnlich große Zeiträume zu durchdringen sind, die temporale Ausdehnung aber – anders als in den jüngeren Epochen – mit einer äußerst dürftigen und disparaten Quellenlage einhergeht. All das erfordert mehr als anderswo ein intensives Zusammengehen verschiedener Disziplinen, von der Archäologie, historischen Linguistik über die vergleichende Ethnologie bis hin zur „klassischen“ historischen Erforschung von Großräumen und Kulturen. Es verlangt aber vor allem präzise konzeptionelle Vorüberlegungen, kluges Abwägen sowie intensive Absprachen der beteiligten Forscher unter ordnenden Händen, die den einmal gewählten Weg vorgeben und begleiten.

Die sich der Zeit von ca. 12 000 v. bis 900 n. Chr. widmenden Bände 2–4 der *Cambridge World History* – das sei vorweggenommen – sind dieser Aufgabe durchweg und vor allem überzeugender als andere vergleichbare Werke gerecht geworden. Die wichtigste inhaltliche und methodische Vorentscheidung: Es geht den Heraus-

gebern und Bearbeitern entgegen dominierenden Trends nicht so sehr um Mobilität, Verflechtung und Interaktion – die klassischen Angelpunkte von Globalgeschichte in all ihren Varianten –, sondern darum, die entscheidenden Bedingungen, Etappen und Phänomene früher Menschheitsentwicklungen insbesondere im Hinblick auf die Aus- und Weiterbildung gesellschaftlich-politischer Formationen zu erfassen, ihre Voraussetzungen zu klären sowie ihre wesentlichen Begleiterscheinungen und Folgewirkungen herauszuarbeiten. Das erscheint auf den ersten Blick als ein etwas konservativer Zugriff, der wenig Raum für „innovative“ Fragestellungen lässt; doch bei genauerem Hinsehen eröffnet gerade die klare Schwerpunktsetzung instruktive Erkenntnisperspektiven, die dem Anspruch einer den aktuellen Forschungsstand abbildenden Erfassung wesentlicher Entwicklungen im weltweiten Rahmen auch in methodischer Hinsicht zugute kommt. An erster Stelle steht dabei das Prinzip, strukturelle Überlegungen und Überblicke mit Fallbeispielen zu ergänzen bzw. zu konfrontieren. Dies und der Verzicht auf eine zwanghafte Verbindung der Formationen über die Suche nach bestimmten Entwicklungsregeln oder konkreten Kontaktbildungen vermeidet die Gefahr einer allzu konstruierenden und synthetisierenden Großnarration. Eröffnet wird im Gegenzug die Möglichkeit, unbelastet von einengenden Modellen sämtliche Kontinente in den Blick zu nehmen sowie – das ist das dritte, vor allem in Band 3 verfolgte Bemühen – die Fallbeispiele miteinander vergleichend in Beziehung zu setzen und in der Konfrontation mit den Strukturkapiteln neue Fragen und Erkenntnispotentiale zu generieren. Wer ein solches Konzept wählt, muss sich weniger mit dem wohlfeilen Vorwurf auseinandersetzen, dieses oder jenes ausgelassen oder zu wenig beachtet zu haben. Die Qualität misst sich an dem Ergebnis sowie daran, als wie überzeugend und ertragreich sich das einmal gewählte Verfahren erweist.

Die Themenwahl des zweiten Bandes konzentriert sich auf die vielfach behandelte Frage nach der Entwicklung von Ackerbau und ackerbautreibenden Gesellschaften zwischen 11000 und 5000 v. Chr. im weltweiten Kontext (Vorderasien, China, Nordindien, Mesoamerika, Subsahara). Im Zentrum der Darstellungen stehen die klimatisch-ökologischen Rahmenbedingungen, politisch-gesellschaftlichen und siedlungsgeographischen Begleiterscheinungen sowie die Folgen im Hinblick auf soziale Differenzierung und Hierarchisierung, Urbanität und Herrschaftsbildung. Zu allem hat die Forschung in den letzten Dezennien eine Fülle von archäologischen und ethnologischen Daten geliefert und in unterschiedliche Entwicklungsmodelle eingespeist. Doch anstatt sich an ihnen abzuarbeiten (was einen eigenen

Band erfordert hätte), stellen die Herausgeber zunächst wohltuend pragmatisch das Erkenntnispotential vor, das die dem Fachhistoriker weniger vertrauten Disziplinen wie die Archäogenetik, die historische Linguistik und Bioarchäologie für das Verständnis grundlegender Faktoren von Klimawechsel, Bevölkerungsverschiebungen und den körperlichen Auswirkungen vegetabilischer Nahrungsaufnahme beisteuern können. Dass der Übergang zur Landwirtschaft nur eine Alternative von mehreren war und auf komplexen Entscheidungen beruhte, dass zwischen der ersten Kultivierung von Halmen und der „Domestizierung“ des Getreides mehr als 2000 Jahre vergehen konnten und eine Sesshaftwerdung das innergesellschaftliche Gewaltpotential steigen ließ – all diese Erkenntnisse bilden Leitplanken der empirisch-archäologischen Folgekapitel und werden mit ihnen abgeglichen und im Einzelfall konkretisiert. Vieles davon ist weder überraschend noch neu, wird aber durch die globale Auswahl der Belege eindrücklicher: So verlagerten sich mit der wachsenden Abhängigkeit von agrarischer Ernährung die Zuständigkeiten und Verantwortlichkeiten von der Gesamtgruppe auf die einzelne Familie mit ihren Häusern und Vorratseinrichtungen („small-scale residential family“, S. 133, vgl. S. 124 ff.). Gleichzeitig wuchs die Konkurrenz um die naturalen Ressourcen. Es entstanden soziale Differenzierungen (S. 135 ff.), deren Konfliktpotential man durch „kommunale“ Identitäten, kooperative Aktivitäten (z.B. die Errichtung monumentaler Bauten) und integrative Ritualpraktiken zu dämpfen suchte (S. 142–146). Nicht selten – wie in China – ergänzte die Viehhaltung das agrarische Angebot, auch wenn der Ackerbau der Domestikation von Tieren in der Regel vorausging. In jedem Falle benötigten auch pastorale Gemeinschaften wie die der Steppengebiete Asiens (S. 161–185) einen Überschuss an Viehfutter, der als Beiprodukt agrarischer Gemeinschaften produziert wurde und insofern zwischen beiden Lebensformen Übergänge, Alternativen und Austausch ermöglichte.

Die Vielfalt agrarischer Formationen zeigt sich auch bei der Frage nach dem Zusammenhang zwischen Ackerbau, Urbanität und Herrschaft. Die Herausforderungen, die mit größerer Bevölkerungsdichte und intensiverer Landwirtschaft verbunden waren, mögen überall ähnlich gewesen sein, doch unterschieden sich die Strategien, mit denen man ihnen begegnete, erheblich, auch wenn sich die Variabilität innerhalb eines überschaubaren Rahmens von Regelmäßigkeiten bewegte. Dieses Spannungsverhältnis zwischen Regelmäßigkeit und Diversität auszuloten und als Faktor historischer Wandlungsprozesse zu bestimmen, ist ein wesentliches Ziel und Strukturelement der Bände. Dabei versagen deterministische, lineare oder

(neo-)evolutionäre Entwicklungsmodelle nur allzu oft im weltweiten Kontext: So hingen z.B. der Grad und die Richtung der Ausbildung komplexerer (politischer) Organisationsformen als Reaktion auf die agrarische Veränderung von den spezifischen natural-klimatischen, ökonomischen und gesamtpolitischen Kontexten sowie von situativen Entscheidungen ab, die wir im Einzelnen gar nicht mehr rekonstruieren können. Man wird auch ein verbreitetes Experimentieren anzunehmen haben, wobei die erfolglosen Versuche spurlos verschwanden, während die erfolgreicherer sich durchsetzten. Subsaharische Agrarsiedlungen der beginnenden Eisenzeit lösten das Problem der Nahrungsversorgung durch eine kooperative Aufgabenverteilung zwischen Spezialisten und kleineren Gruppen (S.203–207 zu Jenne-jeno sowie S.473–479) ohne herrschaftliche Spitze. Ein Grund für diese Entwicklung dürfte ihre relative politische Isolierung in einer durch geringe Getreidediversität geprägten Umwelt gewesen sein; sie mussten erst ab 500 v. Chr. auf die aggressiven Vorstöße der Berber reagieren (S.499–513 zur Zivilisation von Tichitt). Dagegen forcierten die Ballung agrarischer Urbanitäten im Bereich Mesopotamiens und des fruchtbaren Halbmonds sowie die frühe Ausbildung maritimer und territorialer Handelskontakte eine viel stärkere soziale Differenzierung, Konkurrenz und Verteidigungsbereitschaft (vgl. S.252 ff. zu Ain Ghazal). Dies beförderte wiederum die Entwicklung politischer Hierarchien und veranlasste die Eliten, ihre Siedlungen mit Sakralarchitektur und öffentlichen Ritualzeremonien zu durchdringen sowie durch Verteidigungsanlagen zu schützen, die in anderen Weltregionen (z.B. Afrika und Mesoamerika) fehlten.<sup>1</sup> Die Agrargesellschaften Nordwest- und Ostindiens mussten sich zuvörderst mit den Bedingungen des Monsuns auseinandersetzen, betrieben ebenfalls früh überregionalen Handel und entwickelten ein komplexes Sample von Jagd, Viehhaltung und vegetabilischer Nahrungsproduktion (vgl. das Fallbeispiel Mehrgarh, S.289–309), welche die Grundlagen für eine der am dichtesten besiedelten Regionen der Welt legte (S.287). Auch in China wurde die Entwicklung des Ackerbaus in den unterschiedlichen Klimaregionen des Nordens und Südens durch Tierdomestikation und weiträumige Handelskontakte (S.343 zum Fallbeispiel Xinglonggou) begleitet, die einen Austausch von Kulturpflanzen („food globalization“) über den gesamten eurasischen Kontinent bis Japan (wo die Tier-

---

1 Vgl. ergänzend *Kurt Flannery/Jocye Marcus*, *The Creation of Inequality. How our Prehistoric Ancestors set the Stage for Monarchy, Slavery, and Empire*. Cambridge, Mass./London 2012, 280ff. zu Mesopotamien, 367 ff. zu Mesoamerika.

domestikation keine Rolle spielte, S. 353–386 mit Fallbeispiel S. 410) ermöglichte (S. 331f.) und vielleicht auch die relative Ähnlichkeit der Agrargesellschaften mit bewirkte. Unabhängig von den Kontexten des eurasischen Kontinents verlief der Durchbruch zum Ackerbau in den tropischen und subtropischen Räumen Südostasiens (Thailand, Vietnam) und des Pazifiks. Reis spielte eine untergeordnete Rolle gegenüber der Viehhaltung (Schweine), und der Bezug zum Tier blieb auch im religiösen Kontext bestimmender als in den kontinentalen Agrarkulturen (S. 442 mit dem Fallbeispiel Kuk, Neuguinea). Demgegenüber dominierte in Mesoamerika (S. 514–538 mit Fallbeispiel zum Nanchoc-Tal in Peru S. 539–554) der durch menschliche Arbeitskraft sowie Stein- und Holzwerkzeuge betriebene und mit Hilfe künstlicher Bewässerung intensivierter Pflanzenanbau eindeutig gegenüber der Viehhaltung (diese wurde im großen Stil erst durch die Europäer eingeführt). Er erschien offenbar die beste Option angesichts einer sich durch Veränderungen des Klimas und der Bodenstruktur wandelnden Umwelt, die keine großen Tiere kannte<sup>2</sup>, und forcierte offenbar recht früh zentralistisch-hierarchische Herrschaftsformen. Dagegen verlief die Entwicklung in Europa heterogener, regional differenzierter und in zeitlichen Sprüngen (S. 566), ein Bild, das allerdings auch daher rühren könnte, dass die europäischen Breiten nach wie vor der am besten erforschte Weltteil sind. Gemeinsam war – hierin ähneln die „europäischen“ Verhältnisse den subsaharischen Agrargesellschaften (siehe oben) – das Bemühen, der durch soziale und materielle Differenzierung drohenden Gefahr von Konkurrenz und Konflikten durch kooperative Handlungen entgegenzuwirken. Das Aufkommen politischer Hierarchien und institutionalisierter Führungspositionen – ablesbar an exponierten Häuser- und Gräberstrukturen – wurde weitgehend vermieden (vgl. das Fallbeispiel zu Bzesz Kujawski, bes. S. 608ff.), und dort wo sie doch auftraten, bewirkten sie den Niedergang früher Agrargemeinden.

Der dritte Band nimmt die eingeschlagenen Perspektiven auf und verfolgt die weitere Entwicklung zu komplexeren Stadtkulturen seit dem 2. Jahrtausend v. Chr. Leitender Gedanke ist nun das, was die deutschsprachige Forschung gerne mit dem sperrigen Wort „Zentralortfunktion“ beschreibt, also ein Bündel von Phänomenen und Erscheinungsformen, das allen urbanen Figurationen unabhängig von ihrer po-

---

2 Dieses wichtige Faktum erwähnt das entsprechende Kapitel allerdings nicht ausdrücklich; vgl. dagegen *Nikolai Grube*, Die Kulturen des Alten Amerika, in: Albrecht Jockenhövel (Hrsg.), WBG Weltgeschichte. Bd. 1: Grundlagen der globalen Welt. Vom Beginn bis 1200 v. Chr. Darmstadt 2009, 415.

litischen Organisation in unterschiedlicher Gewichtung zukommt und sich insofern besonders für kulturübergreifende Vergleiche eignet. Am Anfang steht die Rolle von Städten als Zentren ritueller Performanz („areas of performance“), die sich in der Gestaltung öffentlicher Räume und monumentaler Architektur ausdrückte und der Stabilisierung elitärer Herrschaftshierarchien diente. Der Vergleich altägyptischer Residenzstädte mit den großen Mayazentren und urbanen Entwicklungen in Südostasien zeigt, in welchem Maße herrschaftliche Residenzen durch die Zurschaustellung materieller Überlegenheit (z. B. in Form von exotischen Waren) und der rituellen (z. B. durch Tanz, Prozessionen u. ä. ausgedrückten) Demonstration exklusiver Gottesnähe geprägt waren und wie wichtig dabei die Einbindung eines aktiv mitwirkenden „Massenpublikums“ auch von außerhalb war. Dass Städte in diesem Rahmen zu unabdingbaren Wegbereitern<sup>3</sup> von Schriftlichkeit wurden, weist auf den administrativen (für die Mehrheit meist unsichtbaren) Unterbau von Herrschaft, wobei – das zeigen die Fallbeispiele Uruk, China und Südamerika – das Gewicht der treibenden Faktoren variierte und auch vom benutzten Material abhängig war. In jedem Falle ging die Anwendung von Schrift auf eine längere Phase des punktuellen Fixierens wichtiger Botschaften (z. B. im Rahmen von Divination in China) zurück, die dann in einer hierarchisch geordneten Gesellschaft mit komplexeren ökonomischen Strukturen administrativ-logistischen Zwecken und machtpolitischen Kontrollbedürfnissen zur Verfügung gestellt wurde (S. 121 ff. zu Uruk): indem man Ein- und Ausgänge von Waren und Tributen dokumentierte sowie den Lagerbestand der Residenzen überwachte und/oder sich Informationen über die Lage des Umlandes und ihrer Grenzregionen zu verschaffen suchte (S. 150 ff. zu China, S. 205 f. zu den Inkas, S. 212). Schrift war demnach ein nach innen und außen gerichtetes Instrument der Herrschaftsstabilisierung, das (jedenfalls im eurasischen Raum) erst sekundär als repräsentatives Medium zur Verbreitung politisch-rechtlicher und ideologisch-religiöser Botschaften eingesetzt wurde.

Die Kontrollfunktion der Schrift führt zum dritten Prägeelement städtischer Entwicklung, nämlich der Einflussnahme auf den umgebenden und überregional beherrschten Raum. Dies geschah – legt man die Fallbeispiele aus der Andenregion, Mesopotamien und Mittelamerika (Mexiko) zugrunde – auf drei Ebenen: erstens indem man die Bevölkerung relokalierte, also Teile von ihr in die urbanen Residen-

---

3 Vgl. Vol. 3, 178: „Writing needs a state more than a state needs writing.“

zen verpflanzte bzw. im Umland einer besseren Kontrolle verfügbar machte. Meist verlief dieser Prozess mit einer Besitzkonzentration in den Händen der herrschenden Eliten sowie begleitet von infrastrukturellen Verbesserungen wie dem Bau von Kanälen und Bewässerungssystemen (S. 313 ff.), welche die Bevölkerungsverschiebungen flankierten und der Zentrale den nötigen Ressourcenzustrom sicherten. Nicht selten wurden diese Bemühungen mit dem intensivierten Kontakt zu regionalen religiösen Institutionen verklammert. Kolonisation oder geplante Urbanisation scheint dagegen zumindest im Falle großer herrschaftlicher Zentren keine Alternative gewesen zu sein; vermutlich hätte eine solche zentrifugale Bewegung die exklusive Stellung der Residenzen und deren Eliten gefährdet.

Den Perspektivwechsel auf urbane Konfigurationen *ohne* ausgeprägte (oder nicht erkennbare) herrschaftliche Hierarchien und Residenzstrukturen nimmt der vierte Abschnitt vor. Ein wesentlicher Grund für den objektiven Erfolg früher Städte an den beiden großen Strömen Indiens, der subsaharischen Siedlungen am Niger (Jenne-jeno) und besonders der griechischen Poleis (S. 343–363) scheint gerade in dem Fehlen ritualisierter, institutionalisierter und religiös untermauerter Herrschaftshierarchien innerhalb einer mehr oder weniger „heterarchial“ strukturierten Gesellschaft (S. 371 zu Jenne-jeno) gelegen zu haben. Der Verzicht auf rigide Strukturen in Form von Bürokratie, politischer Autorität und institutionalisierter Kontrolle bewahrte den nötigen Freiraum, variable, flexible und spezialisierte Antworten auf die jeweiligen Bedingungen des politischen und ökonomischen Umfeldes zu finden; er war aber wohl auch eher dort möglich, wo überregionaler Handelsaustausch und lokaler Erfolg wichtiger erschienen als territoriale Dominanz und wo die unmittelbare Gefahr aggressiver Eroberungen zumindest in den Anfängen weithin gebannt schien (in dieser Hinsicht ähneln die Verhältnisse den europäischen Regionen jenseits des Rheins, siehe oben).

Gerne hätte man an dieser Stelle mehr über die Multiplikation stadtstaatlicher Formen durch Kolonisation erfahren. Der Band wählt stattdessen einen Kompromiss, wenn er sich im Folgenden mit Bagdad, Jerusalem und der weniger bekannten, aber hochinteressanten Anlage von New Cahokia am mittleren Mississippi solchen Formationen widmet, die als Herrschaftszentren gegründet oder wieder gegründet und dabei mit einem besonderen religiösen Sinngehalt ausgestattet wurden. Was für Jerusalem und Bagdad evident erscheint, lässt sich im Falle der im 11. Jahrhundert n. Chr. scheinbar aus dem Nichts entstandenen und nach 300 Jahren wieder aufgegebenen Großanlage am Mississippi nur aus dem archäologischen Befund er-

schließen. Dieser deutet auf ein „urbanes Experiment“ einer ackerbaureibenden Kultur hin, die – offenbar angeregt durch Klimaveränderungen und ungewöhnliche stellare Aktivitäten – bestehende Potentiale bündelte und zu einem komplexen Ort religiöser Performanz zusammenfügte, die um regelmäßige Prozessionen, Feste und Ritualzeremonien (mit Menschenopfern) kreiste. Wie Jerusalem und wohl auch Bagdad verstand sich New Cahokia als Abbild der kosmischen Ordnung (S.457), allerdings ohne politisch-herrschaftliche Spitze, sondern gelenkt und geplant durch eine religiöse (Priester-)Elite, die erst dann ihre Autorität verlor, als sie das Leben der Gemeinschaft nicht mehr hinreichend sichern konnte. War das Fehlen einer profanen politischen Spitze im Gegensatz zu den „symbiotischen“ Residenzen Jerusalem und Bagdad zunächst der große Antriebs- und Einigungsfaktor der Anlage, so wurde er dann ihre größte Schwäche, die nicht nur Siedlungskontinuität, sondern auch den Aufbau einer bis in die Gegenwart reichenden religiösen Tradition verhinderte. Die Untersuchung langfristig nicht erfolgreicher, gleichsam abgebrochener Experimente hilft nicht nur an dieser Stelle, die Erklärungen für längerfristiges Wachstum, Stabilität und historische Kontinuität zu schärfen, ohne in einen modischen Katastrophen- und Ökodeterminismus à la Jared Diamond zu verfallen.

Der vierte Band nimmt den Aufbau von größeren territorialen Einheiten („States and Empires“) jenseits von Stadt und Dorf, die mit ihnen einhergehenden ökonomischen und kulturellen Entwicklungen sowie die sich (erst jetzt) intensivierenden „networks and exchange“ in den Blick. Zugrunde liegt die Annahme einer zunehmenden Komplexität politischer, gesellschaftlicher und wirtschaftlicher Strukturen, die zeitversetzt in fast allen Weltregionen einsetzte, sich aber auch regional wieder auflösen konnte. Im Zentrum stehen zunächst die für die klassische Antike typischen Imperien als Form überregionaler Herrschaft und Integration, dann und vor allem mit der Einbeziehung Nordamerikas und Australiens aber auch kleinere „staatliche“ und „halbstaatliche“ Formationen. Anstatt jedoch – wie in anderen Darstellungen ähnlichen Formats üblich<sup>4</sup> – die historisch bedeutsamsten Herrschaftsbildungen chronologisch abzuhandeln, werden zunächst die von ihnen angestoßenen oder weiterentwickelten Phänomene vorgestellt, was die Verbindung zu den vorausgegangenen Bänden zusätzlich vertieft: die wirtschaftlichen Grundlagen, also

---

4 Siehe zuletzt etwa *Thomas Harrison* (Hrsg.), *Imperien der Antike*. Mainz 2009; *Michael Gehler/Robert Rollinger* (Hrsg.), *Imperien und Reiche in der Weltgeschichte. Epochenübergreifende und globalhistorische Vergleiche*. Wiesbaden 2014.

Intensivierung der Agrarwirtschaft, Monetarisierung, Steuererhebung sowie die Ausweitung des Handelsaustausches (S. 29–54); innergesellschaftliche Veränderungen mit dem Schwerpunkt auf Geschlechterverhältnissen, Heiratsbedingungen und den Positionen von Frauen in den imperialen Machtgefügen (S. 55–75) sowie den „Discourses on gender and sexuality“ (S. 154–178); ein hochinteressanter Abschnitt fragt danach, wie die Entwicklung der Kunst von den Interessen imperialer Eliten beeinflusst wurde und sich bestimmte Elemente (wie die Pflanzenornamentik) von ihrem Ursprung im östlichen Mittelmeerraum bis nach Fernasien (Japan und Java) verbreiteten (S. 179–234). Klassische Themen über die Rolle der Sklaverei (S. 76–100) sowie die Entwicklung von Wissenschaft und Technik (S. 120–154) ergänzen einander sinnvoll. Ein eher ereignisgeschichtlich orientierter Abschnitt über die Nomaden (Skythen, Sarmaten, Xiungnu, Hunnen, Turkvölker, Avaren etc., S. 235–267) der nördlichen Steppengebiete erinnert daran, dass nomadische Machtbildungen einen wesentlichen Antriebs- und Formierungsfaktor eurasischer Geschichte bildeten, auf den die agrarischen Imperien dauerhaft reagieren mussten. Instruktiv ist ein Abschnitt über das Konzept der Achsenzeit (S. 101–119), welches das Verhältnis zwischen religiösen und kosmologischen Konzepten der Weltbewältigung zu den neuen imperialen Herrschaftsordnungen auszuloten sucht. Einerseits weckten die zunehmende politische Hierarchisierung und imperiale Machterweiterung intensivere religiöse Legitimationsbedürfnisse, andererseits – das ist ja das wesentlich Neue der sogenannten Achsenzeit – förderten sie Dissens und Widerspruch und verliehen auch der intellektuellen Auseinandersetzung um die religiöse und kosmologisch-naturwissenschaftliche Erklärung der Welt entscheidende Impulse. Nicht ohne Grund erlebte die Epoche der großen antiken Imperien auch die Genese der großen philosophischen Systeme und Weltreligionen.

Die im zweiten Teil des Bandes vorgestellten historischen Konkretisierungen beginnen mit einem Überblick über die Reichsbildungen des nahöstlichen Raumes und ihre (im weitesten Sinne) kulturellen Implikationen von den Assyriern über Persien bis hin zum Aufstieg der Abbassiden in Bagdad.<sup>5</sup> Dass Baktrien als erstes Fallbeispiel gewählt wird, leuchtet insofern ein, als es der eindrucksvollste Beleg für eine „transcivilizational und multicultural society“ (S. 322) in einer urbanen Region

---

5 Dass Mekka ein „commercial hub [...] at the crossroads of the South Arabian trade routes“ gewesen sei (S. 294), entspricht nicht dem aktuellen Forschungsstand; vgl. dazu selbst Vol. 4 mit dem Beitrag von *Sitta von Reden*.

mit intensiver Agrarwirtschaft ist, die eine zentrale Brücken- und Drehscheibenfunktion des eurasischen „world system“ (S. 303) zwischen den nahöstlichen Imperien sowie den nördlichen Nomaden, Indien und Fernasien bildete und faszinierende Adaptionsprozesse auf religiös-philosophischem und künstlerischem Gebiet ermöglichte. Den Kapiteln über die Mittelmeerwelt, Athen und die Entwicklungen der Spätantike fehlt mitunter ein leitender Gedanke (außer dass sich im Laufe der Zeit die Komplexität der sozialen Strukturen steigerte und kleinere Einheiten zu Imperien zusammenwuchsen, S. 348, vgl. S. 502), und sie sind auch nicht frei von simplifizierenden Erklärungen.<sup>6</sup> Doch bergen auch sie immer dort innovatives Potential, wo ihre Perspektiven über die traditionellen Epochengrenzen bis in die Zeit der arabischen Kalifatsbildung bzw. in das Frühe Mittelalter erweitert sowie wesentliche Antriebsfaktoren historischen Wandels (politischer, wirtschaftlicher und religiöser Provenienz) herausgearbeitet und gegenüber früheren Epochen abgesetzt werden. Sehr informativ sind in dieser Hinsicht die Kapitel über den spätantiken Westen und Osten der mediterranen Welt (S. 375–406), Ostasien (mit Schwerpunkt auf China, S. 407–434) und Südasien/Indien (S. 480–513). Spezialkapitel über das Verhältnis vom Konfuzianismus zum Staat bzw. den Beitrag, den der Konfuzianismus zur chinesischen Herrschaftsideologie leistete (S. 435–456), sowie über das „Silk-Roads world system“ (S. 457–479) lassen sich mit den auf Handel und Urbanisierung konzentrierten Abschnitten zu Indien verbinden.<sup>7</sup>

Auch die Entwicklungen auf dem amerikanischen Doppelkontinent werden – den Leitlinien des Bandes folgend – zunächst (S. 527–571) vor dem Hintergrund wachsender gesellschaftlicher (ablesbar an den nordamerikanischen „mounds“) sowie politischer Komplexität (in Mittel- und Südamerika) als Folge ökonomischer Verdichtungen sowie der intensivierten Kontrolle über den Fernhandel erklärt, der für die Eliten gleichermaßen Quelle von Reichtum und Prestige sowie Ausweis ihrer Machtposition war. Ein interessanter Abschnitt über die Pueblo-Siedlung von Chaco (S. 572–602) zeigt, dass sich an der nordöstlichen Flanke der mesoamerikanischen Kultur im Gebiet der heutigen USA eine „frontier society“ mit eigenständigen

---

6 Auffällig besonders im Kapitel über „The Mediterranean“, wo z. B. S. 332 f. die politischen Formationen der griechischen Archaik angeblich das Königtum mit einschlossen oder die Kolonisation mit „limited agricultural land“ erklärt wird. Hier ist inzwischen sowohl die angloamerikanische als auch deutschsprachige Forschung viel weiter.

7 Einzelne Fallbeispiele über Herrschaftszentren (Pataliputra, S. 514–536) hätte man auch in Vol. 3 platzieren können.

Bauformen entwickeln konnte, die ebenfalls über weitreichende Verbindungen verfügte. Das Beispiel lässt das gewohnte Bild einer „staatenlosen“, egalitären Gesellschaftsentwicklung nördlich der großen mittelamerikanischen Reiche weniger plausibel erscheinen. Demgegenüber zeichnete sich die Entwicklung im pazifischen und australischen Raum nicht durch große Steinbauten, sondern durch ihre ausgeprägten transregionalen Verbindungen von zu Lande (Australien) und zu Wasser (Pazifik) hochmobilen, aber wenig institutionalisierten Gruppen aus. Im Falle der australischen Aborigines könnte man sagen, dass ihr ritualisiertes Tauschsystem mit Steinwerkzeugen gewissermaßen die fehlende institutionelle Fundierung der „community leaders“ ersetzte (S. 605–614), während in der Inselwelt Polynesiens und des Pazifik „Big-Man-societies“ (S. 616, vgl. S. 620: „hereditary chiefs“) und ihre kompetitiven Zeremonien Austauschnetze über weite Entfernung generierten und am Leben hielten; sie dienten auch dazu, Bevölkerungsschwankungen in die eine oder andere Richtung auszugleichen (S. 628). Auf dem afrikanischen Kontinent bildeten die Städtেকulturen der Griechen und Phöniker bzw. Karthager und das Reich der Pharaonen auf der einen Seite sowie die sudanesischen Reiche von Aksum und Kush und die eisenzeitlichen Kulturen am Niger und Tschadsee (S. 631–662) die Achsen eines noch rudimentären, durch die Garamanten dominierten Austausches mit Naturprodukten (Halbedelsteine, Salz, Gold) sowie Sklaven, der mit der arabischen Eroberung Nordafrikas einen regulären Charakter annahm. Als dritte Akteure bewegten sich innerhalb Afrikas die Bantu und von Osten aus polynesische Seefahrer und Händler an die ostafrikanischen Küsten (S. 662–686).

Der Durchgang durch die thematischen Fluchtlinien der Bände zeigt, in welchem Maße sich die Herausgeber bemüht haben, der drohenden Vereinzelung von Spezialkenntnissen im Sinne eines Gesamtverständnisses der als wesentlich erachteten Entwicklungsphänomene entgegenzuwirken, ohne dabei alles über den Kamm eines privilegierten Modells zu scheren. Fast durchweg bauen die Kapitel sinnvoll aufeinander auf und ermöglichen, ja forcieren geradezu Bezüge zwischen mehreren Abschnitten auch über die einzelnen Bände hinaus. Dem Leser wird bei aller Spezialisierung in den Einzelkapiteln die Chance eines problemorientierten Erkenntnisgewinns geboten. Positiv hervorzuheben sind in diesem Zusammenhang nicht nur die wohltemperierten Einleitungen, sondern auch das besonders in Band 3 konsequent verfolgte Konzept, den Fallbeispielen eine komparative Zusammenschau folgen zu lassen, die keine endgültigen Antworten bereithält, aber diskussionswürdige Erklärungsangebote macht. Auch wenn vieles dem Fachspezialis-

ten nicht neu sein dürfte und er manches an Phänomenen, Theorien und Modellen vermisst<sup>8</sup>, so ist allein der Gewinn, in den Strukturkapiteln und Fallbeispielen zuverlässig über den aktuellen Forschungsstand zu auch weniger oder gar nicht vertrauten Phänomenen und Regionen informiert zu werden, hoch einzuschätzen. Dabei zeugen die Bände durchweg von einer unaufgeregten Gelassenheit<sup>9</sup>, nicht jedem Paradigma gerecht werden und nicht alles und jedes erklären zu müssen – Gewalt und Krieg spielen z. B. als treibender Faktor monarchischer Herrschafts- und Imperiums-bildung eine erstaunlich untergeordnete Rolle<sup>10</sup> –, sondern weltweite Differenz und Komplexität früher menschlicher Entwicklungen auch einmal für sich selbst sprechen zu lassen. Das ist allemal besser, als ständig über die verschiedenen Konzepte von Welt- und Globalhistorie zu diskutieren, ohne sie in Bezug auf die Antike endlich einmal zu wagen.

### III. Die Ausdehnung des Netzes von Kommunikation und Konflikt (500 v. u. Z. bis 1500 u. Z.)

Wie der Titel des fünften Bandes andeutet, war dessen Leitidee die Verbindung von traditioneller, progressiv konzipierter Universalgeschichte mit rezenter, multidirektionaler Globalgeschichte (vgl. den Essay von *Diego Olstein*). Ein zunehmendes Netzwerk des Handels und der Kommunikation überhaupt sowie die Prozesse transkultureller Verflechtung sollten also als Kennzeichen einer Epoche der „Protoglobalisierung“ aufgewiesen werden. Tatsächlich gab es im hier so genannten „Mittleren Jahrtausend“ mindestens drei Welten – die beiden Amerikas, die trikontinentale Ökumene von Europa, Nordafrika und Asien (ohne Sibirien) sowie die pazifischen

---

8 Einen faktengesättigten Überblick findet man z. B. bei *Bruce G. Trigger*, *Understanding Early Civilizations*. Cambridge 2007, bes. 653–683.

9 Die sich übrigens auch in dem Verzicht auf vollmundige Ankündigungen eines fundamental Neuen spiegelt; vgl. demgegenüber das peinliche – und natürlich auch nicht einzuhaltende – Versprechen der WBG-Weltgeschichte, Bd. 1 (wie Anm. 2), XIV, „[...] die bisherigen Vorstellungen von der Vergangenheit der Menschheit einer grundlegenden Revision (zu) unterwerfen“. Wohl dem, der die „bisherigen Vorstellungen“ so souverän überblickt und sich als Großrevisionist einen Namen machen kann! Zu diesem Werk siehe *Raimund Schulz*, *Eine neue Weltgeschichte der Alten Welt – Aufbruch zu neuen Ufern?*, in: *HZ* 293, 2011, 115–124.

10 Vielleicht weil das von anderen Monographien geleistet wird; vgl. z. B. die entsprechenden Kapitel bei *Flannery/Marcus*, *Creation* (wie Anm. 1), 364 ff., 382 ff. zur Monarchiebildung.

Inseln –, die voneinander getrennt waren und sich teilweise sogar noch voneinander entfernten. Das südostpolynesisches Handelsnetz (ca. 1000–1450) haben die Autoren aber genauso wenig behandelt wie die inselartigen Kulturen Nordamerikas, während sich die Aktionskreise der mesoamerikanischen Reiche (Maya, Azteken) und Perus (Inka) offensichtlich nur wenig überschneiden haben (dazu die Beiträge von *Michael E. Smith* und *Sabine MacCormack*). So konzentrieren sich die Autor/innen des Bandes fast ausschließlich auf die Beziehungen „across Afro-Eurasia“.

Näherhin soll das „Middle Millenium“ im Sinne des späten Shmuel Eisenstadt (gest. 2010) zwischen den beiden Revolutionen der Achsenzeit und der Moderne(n) eingeordnet werden; diese Chronologie verfeinernd bestimmt *Björn Wittrock* die Spanne von 1000 bis 1300 u. Z. als „dritte größere Periode kultureller Kristallisation“ („a time of crisis, but also of the reassertion of cultural legacies in the major civilizations and agro-literate societies“, S. 225). Die „Ausdehnung des Netzes von Austausch und Konflikt“ wird, wiederum im Anschluss an Eisenstadt, vor allem an den drei Parametern Reichsbildungen, Fernhandel und Weltreligionen untersucht. Dies ist nicht immer überzeugend gelungen. „Empire building“ war eben kaum für das ganze Mittelalter ein Faktor transkultureller Integration (dazu aber *Johann P. Arnason*); überzeugend nachgewiesen hat das (für die Zeit ab dem 13. Jh.) nur *Michal Biran* in seinem exzellenten Beitrag für das mongolische Reich, während China lediglich nach Inner- und Südostasien (Korea, Japan) und die westafrikanischen Staaten nur nach dem Mittelmeerraum ausstrahlten (*Richard von Glahn* bzw. *David C. Conrad*), ganz zu schweigen von dem verzweigenden Byzanz (*Jean-Claude Cheynet*) oder dem „abendländischen“ Kaiserreich, dem (in diesem Kontext zu Recht) gar keine eigene Darstellung gewidmet wurde. Das muslimische Kalifat war aber gar kein Reich, sondern nur ein politisch-religiöser Führungsanspruch bei tatsächlicher staatlicher und auch religiöser Partikularisierung. Vergessen werden darf auch nicht, dass die afro-eurasische Welt um 1350/1400 wieder zersplitterter war als einhundert Jahre zuvor.

Was die „expanding religious systems“ betrifft, hat *Tansen Sen* eine vorzügliche Untersuchung über den Buddhismus vorgelegt, die dessen äußerer Verbreitung, innerer Diversifikation und regional unterschiedlicher Verflechtung mit anderen Kulturen gleichermaßen gerecht wird. *Michael Cook* blieb hingegen mit seinem Beitrag über den Islam weit hinter dem internationalen Standard kulturwissenschaftlicher Forschung zurück; er wollte nämlich die Verbreitung einer einzigen „islamischen Zivilisation“ vom Atlantik bis zum Golf von Bengalen nachweisen und mach-

te dafür allen Ernstes den „character of the Arab conquerors“ sowie „of the peoples the Arab conquered in the Fertile Crescent“ verantwortlich. Cook beurteilte trotzdem die Formation dieser „neuen Zivilisation“ als „one of the great black-swan events of history“. Zerfahren und assoziativ schreibt *Miri Rubin* über „Christendom’s regional systems“; auf Überbewertung eigener Forschungsanliegen beruht ihre Behauptung, dass sich die Christen überall an der Verehrung der Jungfrau Maria als besondere Familie erkannten. Natürlich erfüllte diese Funktion neben der Verkündigung des Evangeliums und dem Gebrauch der Sakramente in erster Linie das Kreuz. Auch Subutai und Jebe, die beiden bedeutenden Generäle Dschingis Khans, täuschten die christlichen Armenier, um diese zu unterwerfen, indem sie auf ihre Schilder nicht Theotokos oder Maria lactans, sondern eben das Triumphzeichen Christi malen ließen. Unvermeidlich war bei der Konzentration auf die drei Weltreligionen, dass weder das interkontinental verbreitete Judentum noch die indischen (Brahmanismus, Jainismus, Hinduismus) oder chinesischen Religionen und ethischen Normsysteme (Daoismus, Konfuzianismus) eigens behandelt werden konnten (ganz zu schweigen von Zoroastrismus, Manichäismus oder den dualistischen Lehren und Kulturen).

Über den Handel wird man reich belehrt durch *Richard Smith*, *Michel Balard* und *Himanshu Prabha Ray*. Die Studien zu „wachsenden Interaktionen“ beziehen aber auch technologische Innovationen (*Dagmar Schäfer/Marcus Popplow*), die Verbreitung von Wissenschaft und Philosophie (eindrucksvoll *Charles Burnett*) sowie die oft verkannten kulturellen Wirkungen der Nomaden (*Anatoly M. Khazanov*) ein.

Besonders gelungen sind einige einleitende Essays zu „global developments“. *Jochim Radkau* führt kenntnisreich ins dynamische Forschungsfeld der Umweltgeschichte ein und relativiert dabei verschiedene „Meistererzählungen“ (die anthropologische, religiös-philosophische und klimatologische). *Linda Walton* und *Clifford J. Rogers* analysieren höchst aufschlussreich Bildungseinrichtungen und Kriegswesen im universalen Vergleich. Generalisierenden Urteilen entzogen sich Gender (*Susan Mosher Stuard*) und vor allem die Gesellschaftsgeschichte, für deren Analyse auf 21 Textseiten *Susan Reynolds* keinen passenden Schlüssel fand. Obschon auf den gleichen Umfang beschränkt, haben nicht weniger als elf Autorinnen und Autoren unter Leitung von *Patrick J. Geary* Hofkulturen zwischen der westlichen Christenheit und Japan vergleichend studiert. Herausgekommen ist dabei eine systematisch angelegte Sammlung vieler interessanter Einzelbeobachtungen, deren Stellenwert im Rahmen dieser mittelalterlichen Weltgeschichte aber offengeblieben ist.

#### IV. Die Globalisierung der Welt (1400 bis heute)

Wenn die Nationalitäten von Lord Actons ja insgesamt über 100 Autoren gänzlich in den Hintergrund treten sollten, dann auch, um eine bessere Lesbarkeit des Textes zu garantieren. Sicherlich stellt dieser Punkt ein ebenso zentrales Kennzeichen der „Cambridge World History“ in den Bänden 6 und 7 dar, indem sie es sich zur Aufgabe gemacht hat, Beiträge von Vertretern aus nahezu allen Kontinenten eingeworben zu haben, wenngleich die angloamerikanische Welt deutlich dominiert. Sie ist dadurch mit dem grundsätzlichen darstellerischen Problem einer Weltgeschichte konfrontiert, das sich darin äußert, die Vielfalt der Geschichte in einer möglichst einheitlichen Synthese erfassen zu müssen. Wiederholt ist deshalb konstatiert worden, dass eine moderne Weltgeschichtsschreibung den Blick auf die Vergangenheit revolutioniere, aber damit sich nicht der Anspruch verbinden solle und dürfe, gegenüber anderen historischen Sichtweisen einen Vorzug zu erhalten. Es scheint genau diese behutsame, aber eindringliche Position zu sein, die den Herausgeberkollektiven der jeweils in zwei Teilbänden erschienenen Bände 6 und 7 als Leitfaden in die Hände gegeben wurde.

Sich daran zu orientieren, heißt, sich von einer deterministischen und teleologischen Weltsystemtheorie, wie sie Immanuel Wallerstein seit den 1970er Jahren entwickelt hatte, eindeutig abzugrenzen. Für den Band 6 hebt dessen Mitherausgeber, *Sanjay Subrahmanyam*, diese Selbstpositionierung in seiner Einleitung hervor, die, obgleich sie mittlerweile an sich ein Gemeinplatz ist, durchaus Erwähnung verdient, weil sie nicht zuletzt an das Quellenproblem einer weltgeschichtlichen Perspektive im langen Zeitraum zwischen dem 15. und dem frühen 19. Jahrhundert erinnert. Denn auch Wallerstein ist eine empirisch dürftige Basis seiner monolithisch und eindimensional angelegten Arbeit wiederholt und nachvollziehbar zum Vorwurf gemacht worden. Im Gegenteil dazu ermahnt dieser Band nachgerade dazu, die Quellen nicht nur viel vorsichtiger zu lesen, sondern sie endlich in ihrer archivalischen, sprachlichen und kulturell überlieferten Reichhaltigkeit wahrzunehmen und zu nutzen. Wer über interkulturelle Begegnungen und Transfers im globalen Raum arbeite, der, so *Subrahmanyam*, setze damit bei der Qualität seiner Quellen- und Literaturrecherche ein. Man könnte dem hinzufügen, dass auf diesem Wege die westliche, angloamerikanische Dominanz der Weltgeschichtsforschung – auffallend präsent ist sie insbesondere in den USA und Kanada, Australien, in Großbritannien und Deutschland – teilweise aufgefangen werden würde. Während die Orte,

von dem aus die Autorinnen und Autoren der vorliegenden Beiträge schreiben, sowie die Sprache, in der sie schreiben, zwangsläufig die Ungleichheit der Gewichte repräsentieren, muss die Quellendiversifikation für einen gewissen Ausgleich sorgen.

Auch die Sensibilität für die adressierten Themen trägt ihren Teil dazu bei. In allen vier Teilbänden kommt sie deutlich zum Tragen. Denn deren Architektur spiegelt diese Offenheit wider. „Foundations“, der erste, die Frühe Neuzeit abdeckende Band, widmet sich zunächst, wie es hier heißt, „globalen Matrizen“ mit einem Schwerpunkt auf der Beziehung zwischen Umwelt und Geschichte. Globale Epidemien, technische Innovationen und Übergänge, Muster der Urbanisierungen, Gender und Sexualität: diese und andere Themen schaffen eine Grundlage, bevor sich weitere Teile des Bandes erst kontinentalen (Indischer Ozean, die Amerikas, Afrika), dann imperialen Großräumen (die iberischen Imperien, Russland und China, die islamischen Reiche) zuwenden. Vollständigkeit anzustreben, ist ohne Zweifel ausgeschlossen. Doch warum an dieser Stelle des Gesamtprojektes einer Weltgeschichte sowohl das niederländische als auch das englische Kolonialimperium unerwähnt bleiben, hinterlässt zumindest ein Fragezeichen. Den indischen Ozean (*Jos Gommans*, Universität Leiden) als Raum intensiver Interaktionen zu begreifen und zu beschreiben, fängt dieses Desiderat wiederum auf und trägt einer in den letzten Jahren verstärkten geschichtswissenschaftlichen Renaissance dieses Forschungsfeldes Rechnung. Es ist überdies deutlich attraktiver, sich diversen Spannungs- und Begegnungsräumen zuzuwenden, als die einzelnen, dann zumeist europäischen Kolonialreiche gleichsam unvermittelt nebeneinander bzw. nacheinander zu behandeln.

Die vierte Sektion nimmt diese Sichtweise ein, indem sie sich unter anderem maritimen Räumen wie der Karibik und dem Mittelmeer zuwendet und diese Räume als „crossroads regions“ begreift, mithin als aufeinander bezogene, durch transnationale Wechselbeziehungen erzeugte Großregionen. Die Erweiterungen, die die Geschichtswissenschaft in diesem Fall durch die Meereskunde erfährt und sich dadurch über die konventionellen national- und imperialhistorischen Narrative („the West and the rest“) hinwegsetzt, signalisieren sogar eine politische Aktualität, wenn man beispielsweise auf die gegenwärtigen internationalen Spannungsräume in der Ostsee und im Chinesischen Meer blickt. Aber dass mit dieser Betrachtungsweise ein wichtiger Schritt gegen die angeblichen, auch methodisch fragwürdigen „clashes of civilizations“ getan worden ist, liegt auf der Hand. Längst wird man wohl nicht mehr von vermeintlich stabilen, etwa auf ihrer religiösen Identität basierenden „Zivilisationen“ sprechen können, wie dies noch Arnold Toynbee und Oswald Spengler

mit großer Selbstverständlichkeit getan haben, sondern zum Zweck der historischen Analyse historische Räume neu definieren und rekonfigurieren.

So präsentiert sich entsprechend der zweite Teilband. Sein Augenmerk liegt auf „Patterns of Change“, die sich in den Dynamiken von Kreisläufen und Interaktionen, interkulturellem Austausch sowie Strukturen, die diese Wechselbeziehungen bewirkten, abbildeten. Weltgeschichtlich näherliegende Themen als Migration und Sklavenhandel, aber auch die Zirkulation von Silber und das Aufkommen eines globalen Währungssystems sind kaum vorstellbar. Sie werden ergänzt mit Ausführungen über den sogenannten „Columbian Exchange“ von Flora und Fauna zwischen den alten und neuen Welten und einem faszinierenden Beitrag über die Organisation des Handels zwischen Europa und Asien (*Francesca Trivellato*, Yale). Es ist besonders reizvoll, dass eine beträchtliche Anzahl der Beiträge vor der Folie bedeutender geschichtswissenschaftlicher Kontroversen der vergangenen Jahre verfasst worden ist. Diese betrafen nicht selten „Revolutionen“ der Frühen Neuzeit wie etwa die militärische, finanzielle, kommerzielle, wissenschaftliche und viele mehr. Wenn der Band überdies Siedlergesellschaften, die Industrielle Revolution und Unternehmerfamilien in den Blick nimmt, dann in der Überzeugung, dass sie vornehmlich vor dem Hintergrund einer ständigen weltweiten Bewegung und Aufnahme äußerer Einflüsse nachvollziehbar sind. Aber nicht nur materielle, sondern auch mentale Umbrüche werden konsequenterweise zur Diskussion gestellt. Den in diesem Zusammenhang wichtigsten stellt sicherlich derjenige der Religionen dar, denn Religion ist traditionell eine zentrale Kategorie der Weltgeschichtsschreibung. Sie am Beispiel des Christentums, des Islam und ostasiatischer Kulturen zu behandeln, indessen das Judentum bedauerlicherweise auszulassen, bereichert den Band und unterstreicht nochmals die Bedeutung der dynamischen Veränderungen, die er den Prozessen der Frühneuzeit zuschreibt. *Carlo Ginzburg* (Pisa) bringt sie in seinem abschließenden Text über die Bezüge zwischen Mikrogeschichte und Weltgeschichte auf den Punkt.

Auf vier Säulen basiert der erste Teilband des siebten Bandes, der sich hinsichtlich der Epoche des späten 18. Jahrhunderts mit dem sechsten Band überschneidet, aber darin keine Wiederholungen aufweist. Dass die beiden renommierten Herausgeber *McNeill* (Georgetown University) und *Pomeranz* (Chicago) auch in 43 Beiträgen nicht annähernd einem Anspruch auf „Vollständigkeit“ gerecht werden können, stellen sie selber mit Erleichterung fest. Mancher Aufsatz ist entsprechend stellvertretend für einen methodischen Zugriff oder eine Fragestellung zu verstehen, wenn wie bei

*Carole Fink* (Ohio State University) eine globale Momentaufnahme mit dem Jahr 1956 und nicht etwa 1945 oder 1968 gemacht wird oder Kautschuk in einem Essay an die Stelle von Baumwolle oder Zucker tritt, zwei Produkten also, die zuletzt intensiv erforscht worden sind. Der Materialität, erneut analog von „Matrizen“ wie in Band 6, wird zunächst anhand der Probleme von Energie, Landwirtschaft, Industrialisierung und Technologie zwischen 1750 und der Gegenwart eine besondere Bedeutung beigemessen. Sie stellt die erste Säule dar. Darauf bauen drei Großkomplexe (Bevölkerung und Epidemien; Politik; Weltregionen) auf. Unter Letzteren sticht der Beitrag von *Frederick Cooper* (New York), gegenwärtig wohl der international namhafteste Afrikakenner, über Afrika in der Weltgeschichte hervor, und während überdies der Nahe Osten, Ostasien, Lateinamerika, die USA und der pazifische Raum eigens vorgestellt werden, fällt es doch auf, dass um Europa als einem zweifellos wichtigen globalgeschichtlichen Motor ein Bogen gemacht wird. Zwar muss dankbar registriert werden, dass eurozentristische Perspektiven der Vergangenheit angehören und nicht weiterführend sind. Aber andererseits europäische Geschichte lediglich aus den anderen Themenfeldern herauszufiltern, wird ihrer Bedeutung zu wenig gerecht. Dabei entfaltet sich ein großartiges politikgeschichtliches Panorama, das mit der Entwicklungsgeschichte des Völkerrechts einsetzt und sich beispielsweise Nationalismus, Imperialismus, Kommunismus sowie Faschismus, schließlich Genoziden und der Dekolonisation und ihrem Vermächtnis zuwendet.

Zuweilen ist die Standortgebundenheit der Autoren auffallend. *Prasenjit Duaras* (Singapur) Konzentration auf die Dekolonisation in Asien nach 1945 und hier unter besonderer Berücksichtigung von Japans Rolle mag durchaus zielführend sein, ist jedoch in Anbetracht des zu behandelnden langen Zeitraums vom Ende des 18. bis zum Ende des 20. Jahrhunderts kaum repräsentativ und vernachlässigt zum Beispiel Mittel- und Südamerika vollständig. Währenddessen wendet sich *Mark Harrison* (Oxford) einer prinzipiellen Frage zu. Er lehnt ganz zu Recht die Behauptung, die (europäische) Expansion habe auf ihre Art und auf dem Wege von Migration, Sklaverei u. v. m. schließlich die Welt vereint, ab und zeigt am Beispiel der Verbreitung von Epidemien, dass die unermessliche Gewalt, die mit ihrer Verbreitung einherging, eine die Welt teilende Gewalt gewesen ist, an der sich Grenzen von Wohlstand, Gesundheitsfürsorge bis hin zu Sterblichkeitsstatistiken festmachen lassen. Es ist von daher folgerichtig, dass der zweite, mit „Shared Transformations?“ überschriebene Teilband in seinen ersten Kapiteln sich mit sozialgeschichtlichen Themen wie Verstädterung, Familie, Sexualverhalten und Abolition beschäftigt. Einen zweiten

Schwerpunkt legt der Band auf kulturgeschichtliche Gegenstände: Kino, Sport und Musik werden ebenso herangezogen wie Warenhäuser, Drogen und das Auto, und in einem ausgezeichneten Aufsatz untersucht *James E. McClellan III* (Stevens Institute of Technology) die zuweilen zu gering beachtete Beziehung zwischen Wissenschaftsgeschichte und Weltgeschichte. Indem der Autor diese beiden Felder unmittelbar aufeinander bezieht, kann er daraus Perspektiven unter anderem auch für die Technik- und Kommunikationsgeschichte entwickeln.

Es ist der besondere Reiz dieser Bände der „Cambridge World History“, dass sie ihre chronologischen Grenzmarken so offen wie erkenntnisleitend begreifen, damit Verbindungen ziehen lassen und wie in Band 7 das Spannungsfeld zwischen „Produktion“ und „Destruktion“ so aufmachen, dass daraus materielle Aspekte in einem weltgeschichtlich vergleichenden analytischen Rahmen sichtbar werden. Die beiden Herausgeber, die zahlreiche bahnbrechende Studien im Bereich der Umwelt- wie der Wirtschaftsgeschichte vorgelegt haben, weisen auf ein besonderes Charakteristikum des langen 19. und 20. Jahrhunderts im Öffnen von Räumen und Ziehen von Grenzen hin. Weltweit veränderten Städte ihre Gesichter und waren symbolisch dafür, wie Menschen und Märkte sich immer neuen dynamischen Herausforderungen ausgesetzt sahen, zugleich aber auch an die Grenzen der Mobilität stießen. Lord Acton hatte sich Leser der „Cambridge Modern History“ gewünscht, die die Ambivalenzen moderner Schnittlinien in der Geschichte nachvollzogen, die Zeitbedingungen mitdachten und wiederkehrende Muster erkannten, ohne dass sich daraus Wiederholungen ergaben. Wozu die Weltgeschichte *McNeill* und *Pomeranz* zufolge überdies aufgefordert sein sollte, ist, diese Faktoren im Licht zunehmender Beschleunigung und Verdichtung historischer Prozesse zu betrachten. Die Bände sechs und sieben laden dazu ein und stellen ein reiches Angebot mit attraktiven Anschlussstellen zur Verfügung.

---

Die Teile I und IV wurden von Benedikt Stuchtey verfasst, Teil II von Raimund Schulz und Teil III von Michael Borgolte.

Prof. Dr. *Michael Borgolte*, Humboldt-Universität zu Berlin, Institut für Geschichtswissenschaften, Mittelalterliche Geschichte I, Unter den Linden 6, 10099 Berlin

Prof. Dr. *Raimund Schulz*, Universität Bielefeld, Fakultät für Geschichtswissenschaft, Philosophie und Theologie, Alte Geschichte, Postfach 100131, 33501 Bielefeld

Prof. Dr. *Benedikt Stuchtey*, Philipps-Universität Marburg, Seminar für Neuere Geschichte, Wilhelm-Röpke-Str. 6 C III, 35032 Marburg an der Lahn